

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Setz, Clemens J.
Glücklich wie Blei im Getreide

Nacherzählungen
Mit 45 Illustrationen von Kai Pfeiffer

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4587
978-3-518-46587-5

suhrkamp taschenbuch 4587

»Vor einigen Monaten«, schreibt Clemens Setz, »fand ich in einer Mappe einige alte Erzählungen wieder, die ich als Achtzehn- oder Neunzehnjähriger verfasst hatte. Als ich diese Texte durchblätterte, fiel mir auf, dass ihre Titel, wenn man sie untereinander schreibt, ein Gedicht im Stil der *New York Poets* ergeben. Ich stellte die Titelliste auf den Suhrkamp-Blog und schrieb Zusammenfassungen einiger Erzählungen. So entstand die Idee zu dem vorliegenden Band. Das heißt, eigentlich schlug mir Kathrin Passig vor, ich solle doch ein ganzes Buch daraus machen.«

Es gibt Geschichten, die sind so abgründig, dass sie sich öffentlich nicht erzählen, sondern nur nacherzählen lassen. Natürlich vom Autor selbst. Hier sind sie. Fünfundvierzig an der Zahl und jede einzelne nicht weniger abgründig illustriert von Kai Pfeiffer.

Clemens J. Setz wurde 1982 in Graz geboren. Er studierte Mathematik und Germanistik und schrieb bislang vielfach ausgezeichnete Romane, Erzählungen und Gedichte. *Glücklich wie Blei im Getreide* ist sein erstes Buch mit Nacherzählungen.

Kai Pfeiffer, geboren 1975 in Berlin, Zeichner fiktiver sowie dokumentarischer Comics (u. a. *Radioactive Forever* zur Katastrophe von Tschernobyl, in: *NoNukes*, Tokyo 2012), Lehrer für Comics an der Kunsthochschule Kassel (2009-2014). Zuletzt erschienen: *Plus si entente* (gemeinsam mit der belgischen Comiczeichnerin Dominique Goblet; dt. Ausgabe Frühjahr 2015).

Clemens J. Setz
***GLÜCKLICH WIE BLEI
IM GETREIDE***
Nacherzählungen

Mit Zeichnungen von
Kai Pfeiffer

Suhrkamp

Erste Auflage 2015
suhrkamp taschenbuch 4587
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikروفilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und Umschlagzeichnung: Kai Pfeiffer
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46587-5

GLÜCKLICH WIE BLEI IM GETREIDE

douche chills An overwhelming feeling of uncomfortable embarrassment brought on by watching someone make a fool of himself.

urbandictionary.com

Vorwort Vor einigen Monaten fand ich einige alte Texte wieder, die ich in den Jahren 2001 bis 2003 verfasst hatte. Sie lagen in einer Mappe, auf die ich damals, aus mir heute nicht mehr vertrauten Gründen, das Bild einer Sphinx-Katze geklebt hatte. Auf dem Bild steht »Der Grübler«, was vermutlich auf das intensive Stirnrunzeln der haarlosen Zuchtkatze anspielt. Mit Edding hatte ich unter das Bild auf die Mappe geschrieben: »Geschichten, 2001-2003«. Und anstelle einer Signatur gibt es einen kleinen, hydrantenförmigen, koboldhaft tanzenden Pinguin.

Im Herbst 2001 hatte ich begonnen, Germanistik und Mathematik zu studieren, und ich lebte seit kurzem mit meiner Freundin und Komplizin Julia zusammen, zwei Faktoren, durch die ich mir ungewöhnlich erwachsen vorkam. So erwachsen, dass ich jeden Tag gegen halb fünf Uhr aufstand, um zu schreiben. Oft trug ich um diese Tageszeit bereits das helle Sakko, in dem ich später zur Uni fuhr. Ich saß an einem Tisch, der heute nicht mehr existiert (er brach eines Tages in sich zusammen, als ich mich, allerdings nicht allein, auf ihm niederließ), und beschriftete die Seiten eines karierten Collegeblocks. Im Sakko. Oft war meine Hand um acht Uhr früh, also nach zwei, drei Stunden intensiver Arbeit, so müde und verkrampft, dass ich hinterher in der Vorlesung nicht mehr mitschreiben konnte und einfach dasaß und »aktiv zuhören« musste, wie einst in der Schule.

Die früheste Erzählung in der »Grübler«-Mappe, *Das Tormädchen Klara*, hatte ich noch vor dem Studium begonnen, an einem Sommertag im winzigen Traklpark in Innsbruck. Ich hatte dort, auf einer Bank neben dem Sockel der gestohlenen Dichterbüste sitzend, umbraust vom Nachmittagsverkehr, zuerst versucht, ein stimmungsvolles Gedicht zu

schreiben. Ich weiß noch, es waren sechs Zeilen, in zwei Strophen geteilt, der Blumentopf eines Sonetts. Aber dann muss irgendetwas geschehen sein, vielleicht nahm das Sonnenlicht eine günstige Färbung an, vielleicht wölbte sich der Erdboden unter mir, oder das Brummen eines großen Fahrzeugs brachte für eine Sekunde meinen Schädel zum Mitschwingen, jedenfalls sah ich mit einem Mal, in einer strahlend klaren Sekunde, dass diese Zeilen vor mir im Notizblock zutiefst lächerlich waren. Auch der Traklpark war lächerlich, meine Sitzhaltung, meine Gefühle beim Gedichtemachen. Ich war ein Idiot auf einer Parkbank. Also strich ich alles aus und schrieb in Blockbuchstaben einige Sätze darüber, wie ein kleines Mädchen in einem Fußballtor steht und von einem Ball ins Gesicht getroffen wird. Das Kind fällt um, und die Spieler, lauter erwachsene Männer, jubeln »Tooor!«. Das Bild machte mich seltsam glücklich.

Diese alten Geschichten heute wieder zu lesen, fühlt sich so an, als müsste ich ein schweiß- und schmutzsteifes, seit mehr als einem Jahrzehnt nicht mehr gewaschenes Hemd anziehen. An vielen Stellen bekam ich das, was auf Englisch elegant als »douche chills« bezeichnet wird, auf Deutsch könnte man sagen: Fremdschämgingehaut. Figuren gestehen einander ihre Liebe wie in der Oper, knien sogar dabei. Menschen reisen in Zeppelinen. Alte kauzige Philosophen sind tatsächlich alt und kauzig, den ganzen Tag lang. Fisch schmeckt »nach Meer«, Küsse ebenfalls. Es geht generell sehr viel um Freiheit. Eltern muten ihren Kindern seltsame Dinge zu, junge Männer begeben sich in Therapie, Teenager sind depressiv, Väter übermächtig.

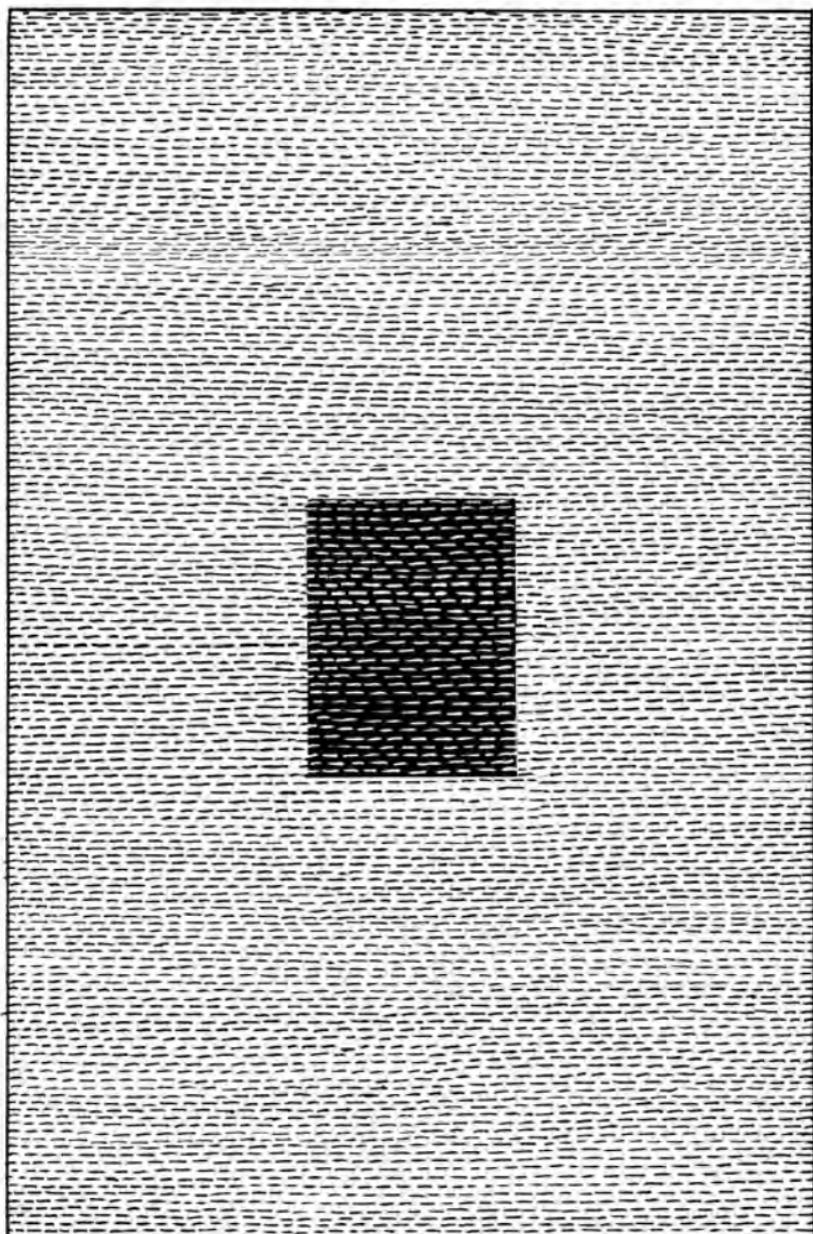
Als ich die alte Mappe durchblättert, fiel mir auf, dass die Titel der Texte, wenn man sie untereinander schreibt

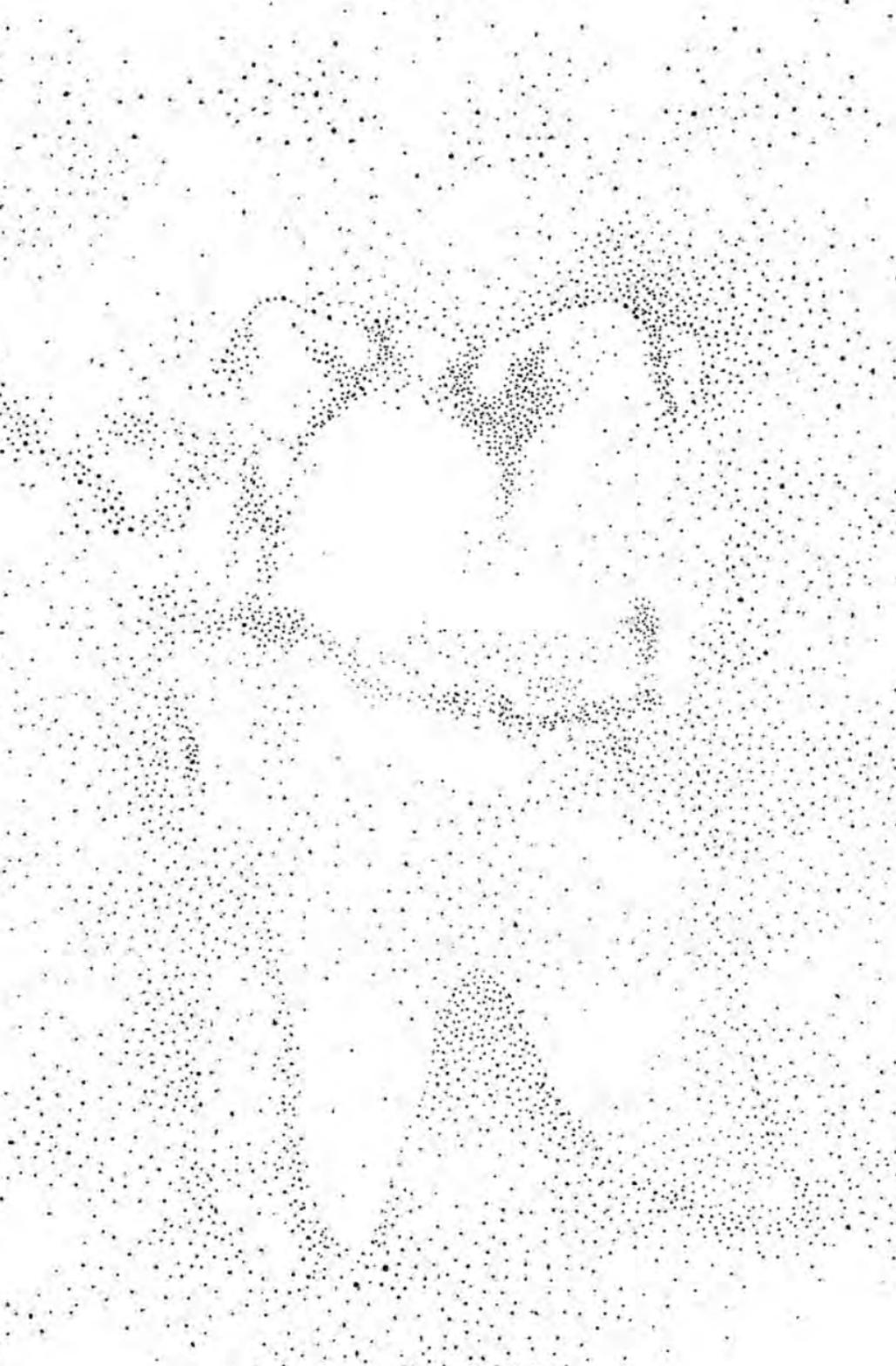
(siehe Inhaltsverzeichnis), ein Gedicht im Stil der *New York Poets*, speziell von John Ashbery, ergeben. Ich stellte die Titelliste auf den Suhrkamp-Blog »Logbuch« und schrieb Zusammenfassungen einiger Erzählungen, worauf es unterschiedliche Reaktionen gab. So entstand die Idee zu dem vorliegenden Buch. – Das heißt, eigentlich hat mich Kathrin Passig auf Facebook aufgefordert, ich solle doch ein ganzes Buch daraus machen.

Stellen Sie sich, liebe Leserin, lieber Leser, eine Frau vor, deren Wirkung auf die deutschsprachige Literatur später wohl ähnlich eingeschätzt werden wird wie die von Karl Kraus; eine Frau, in deren Gegenwart, so wie einst angeblich in der von Oscar Wilde, die Leute nach und nach tatsächlich geistreichere Dinge von sich zu geben beginnen – und Sie haben ein ungefähres Bild von Kathrin Passig. Zukünftige Monografien werden zweifelsfrei nachweisen, dass es in den postmillennialen Jahrzehnten dieser sonst so schwer begreiflichen Epoche nicht unklug war, Kathrin Passigs Ratschlägen zu folgen.

Um also die Nacherzählungen meiner frühesten Versuche schreiben zu können, musste ich das tun, wofür die meisten dieser Texte gewiss nie gedacht waren: sinnerfassend lesen. Nichts hätte der junge Schriftsteller von damals, mit seinen goldenen achtzehn oder neunzehn Jahren, mehr verachtet. Sein Königreich war das Vage, der poetische Nebel, die aneinandergereihten Einfälle, der einzelne Erzählsatz, der nur um der in ihn eingewickelten Metapher willen geschrieben wurde. Der junge Schriftsteller trug, wie schon erwähnt, beim Schreiben ein Sakko. Dennoch möchte ich ihn, der längst aus der Welt verschwunden ist, grüßen mit diesem Buch – und mit einem Zitat aus seiner Erzäh-

lung *Die Ratte in den Verhältnissen*, in der das titelgebende Nagetier selbst gar nicht auftritt: »Bleib verschwunden, dachte er, dann kann ich dich besser eingemeinden.«





Sorge um das Satyrspiel im Winter Eine schwer verständliche Geschichte, in der ein Vater seinen Sohn (dem Arme und Beine fehlen) in einer Schubkarre durch eine Landschaft spazieren fährt. Er erklärt ihm, wo früher das alljährliche Satyrspiel stattfand, wo die dafür verwendeten Masken hergestellt wurden («in Otta-wa, einem fernen Ort im Norden») und warum es immer schwieriger wurde in den letzten Jahren, diese edle Tradition aufrechtzuerhalten. Denn es fällt immer mehr Schnee, und das stört den Ablauf des Satyrspiels. Warum, ist unklar. Während der Vater spricht, fällt dem Sohn ein Zahn nach dem anderen aus dem Mund. »Sie legten sich in den Schnee, ordentlich, wie Zigarettenkippen.« Der Vater sammelt die Zähne auf und steckt sie ein, »zu seinen anderen Münzen«. Er wird sie dem Sohn später, wenn sie zu Hause sind, mithilfe seines Schuhs zurück in den Kiefer hämmern, dann halten sie wieder für ein paar Tage. Ein Satz sticht besonders hervor, weil er so rätselhaft misslungen ist, dass man gar nicht weiß, wo man ihn anpacken soll, er scheint zwischen den Dimensionen festzustecken wie ein fraktales Gebilde: »Von der Sammelstelle her föhnte sich der Wind an ihnen fest.«



Der mythische Parkplatz Ein Mann und eine Frau setzen ihr Kind aus, in einem versperrten Auto, an einem heißen Sommertag. Sie installieren eine Kamera, die heimlich die Ereignisse aufzeichnen soll. Dann fahren sie weg und verbringen drei Tage in einem Hotel. Danach kehren sie zu dem Parkplatz zurück und stellen fest, dass der Wagen entfernt wurde. Jetzt sind sie natürlich neugierig, was die Kamera aufgenommen hat. Das habe ich tatsächlich genau so geschrieben: »Jetzt waren sie natürlich neugierig, was die Kamera aufgenommen hatte.« Nur zwei Wörter entfernt vom Schüleraufsatz-Deutsch, da hätte es geheißen: »Da waren sie aber neugierig, was die Kamera aufgenommen hatte.« Aber die Kamera wurde, wie sie schnell herausfinden, ebenfalls entfernt. Sie sind enttäuscht, verzweifelt, unterhalten sich über Mysterien, die man nie ergünden wird. Und zitieren Wittgenstein, natürlich den berühmten Satz über die Grenzen der Sprache. Niemand nimmt die beiden fest. Es geschieht auch sonst nichts mehr. Nur »eine leichte Brise vom Hafen« kommt auf und lässt den Mann seinen Arm um seine fröstelnde Frau legen.

Der Stylit und der Wolkenkratzer In »Der Stylit und der Wolkenkratzer« geht es um einen Säulenheiligen, der auf seiner Säule hockt und Vögel studiert. Einmal am Tag werden seine Exkreme in einem an einer Schnur befestigten Eimer entsorgt, der Eimer wird von »nackten Tempelungen« ausgewaschen und mit frischem, nahrhaftem Karottenbrei gefüllt. In einiger Entfernung des Säulenheiligen steht ein Wolkenkratzer, der von ihm für eine Art Gott gehalten wird. Nachts spricht er oft mit ihm und versucht herauszufinden, welche Botschaft die erleuchteten Fensterquadrate, die auf der Hochhausfassade in immer neuen Anordnungen zu sehen sind, übermitteln wollen. Er erkennt Muster, merkt sich bestimmte Abfolgen. »Sein Blick war eidechsenhaft und fern, seine unmittelbare Körper-Umgebung verlor sich in Nebel.« Eines Tages sieht er, wie jemand vom Dach des Hochhauses zu ihm herüberwinkt. Eine kleine menschliche Figur springt dort auf und ab und gestikuliert. Der Stylit erhebt sich. »Das Gezappel blieb unergründlich.« Er muss näher rangehen, um zu erkennen, was die Bewegungen ausdrücken. »Aber der letzte der drei Schritte ging ins Leere. Am Morgen fanden sie ihn, wie ein falsch zusammengeklappter Wäscheständer aus knochendürren Armen und Beinen, verkrümmt liegend im ewigen Staub der großen Stadt Antiochia.«

